

BUSCH *TRIFFT*
SPITZWEG

BUSCH *TRIFFT*
SPITZWEG

*Herausgegeben von
Karl-Heinz Hartmann*

Reclam

Alle Rechte vorbehalten

© 2015 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

Umschlaggestaltung: Anja Kappes, Hamburg

Satz: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner, Stuttgart

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Firmengruppe APPL,
aprinta druck GmbH, Wemding

Printed in Germany 2015

RECLAM ist eine eingetragene Marke

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-011020-1

www.reclam.de

VORWORT

Sie gehören zu den bedeutendsten und populärsten deutschen Künstlern des 19. Jahrhunderts: Wilhelm Busch (1832–1908), der Klassiker des deutschen Humors, und Carl Spitzweg (1808–1885), der bis heute so beliebte Maler der Biedermeierzeit. Bücher von Busch sind in jeder Buchhandlung zu finden und werden im Gegensatz zu vielen kanonischen Werken der deutschen Literatur tatsächlich in allen Gesellschaftsschichten gelesen. Und von Spitzweg erscheinen alle Jahre wieder prächtige Bildbände und Kalender.

Als im Jahr 2008 der 200. Geburtstag Spitzwegs und der 100. Todestag Wilhelm Buschs zusammenfielen, hatten das Schweinfurter Museum Georg Schäfer und das Wilhelm-Busch-Museum in Hannover die faszinierende Idee, Werke beider Künstler in einer großen Jubiläums-Ausstellung zusammenzuführen. Der Grund: Man sah in dem 24 Jahre jüngeren Wilhelm Busch einen geistesverwandten, legitimen Nachfolger Spitzwegs – nicht in der zeichnerischen Ausrichtung seines Werkes, sondern im Verständnis des bürgerlichen Humors, der die tragischen Seiten des Lebens ins Komische transponiert, dadurch das Leben erträglicher macht und neue Handlungsspielräume eröffnet.

Beide Künstler arbeiteten eine Zeitlang für die in München seit 1844 erscheinende illustrierte Wochenzeitung *Fliegende Blätter*. Beide fanden schon früh im Durchhaltehumor ihren Lebensrückhalt.

Ob sie sich in München hin und wieder persönlich begegnet sind, weiß man nicht. Busch war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts viel

bekannter als Spitzweg, man darf jedoch mit Sicherheit davon ausgehen, dass sie voneinander wussten und vielleicht sogar voneinander lernten.¹ Busch hat auch nachweislich Spitzweg-Bilder gesehen, denn die kunstsinnige Frankfurter Bankiersgattin und Busch-Freundin Johanna Kessler, die dem Maler sehr zugetan war und ihn jahrelang an ihr kultiviert-feudales Haus in Frankfurt band, sammelte neben Werken der alten Niederländer auch Bilder von Spitzweg.²

Ferner waren Busch und Spitzweg eng befreundet mit ihrem Münchener Verleger Kaspar Braun (1807–1877), zu dessen Freunden unter anderem auch die Maler Franz Graf von Pocci (1807–1876) und Moritz von Schwind (1804–1871) gehörten. Graf Pocci war ein väterlicher Freund Buschs. Auch er arbeitete viele Jahre für die *Münchener Bilderbogen* und die *Fliegenden Blätter*. Im Herbst 1877 hatte Busch sein Atelier in der Münchener Karlstraße 36, also in unmittelbarer Nähe der Villa des Akademieprofessors Carl von Piloty (1826–1886), der wiederum enger Freund Spitzwegs war. In einem Brief an Johanna Kessler in Frankfurt schreibt Wilhelm Busch aus München am 21. Februar 1877: »Wöhnlich und erholend sind die Abende bei Piloty.«³

Es ist also durchaus möglich, wenn nicht sogar sehr wahrscheinlich, dass sich Busch und Spitzweg auf den vielen Veranstaltungen der Künstlergesellschaften in München tatsächlich einmal begegnet sind.

Vor allem fallen aber motivische Parallelen bei der Auswahl der Themen sofort ins Auge. Insbesondere bei den Gedichten Buschs kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, der Jüngere habe sich oft die

1 Dies zumindest behauptet der ausgewiesene Spitzweg-Kenner Siegfried Wichmann in seinem 1984 erschienenen Buch *Das große Spitzweg-Album*: »Nachweislich haben Wilhelm Busch und Carl Spitzweg voneinander gelernt. Es gibt genaue Übereinstimmungen von ähnlichen oder verwandten Einzelgestalten oder ganzen Themenreihen« (Herrsching a. A. 1984, S. 43).

2 Eva Weissweiler, *Wilhelm Busch. Der lachende Pessimist. Eine Biografie*, Köln 2007, S. 155.

3 Wilhelm Busch, *Sämtliche Briefe in zwei Bänden*, Hannover 1982, Bd. 1, S. 176.

Bilder des Älteren zur Vorlage genommen, um seine Verse zu schmieden. Die Übereinstimmungen der Motive und Ähnlichkeiten sind in der Tat verblüffend und rechtfertigen den Titel dieses Bandes, nämlich »Busch trifft Spitzweg«.

Im Gegensatz zu Busch hatte der gelernte Apotheker Spitzweg keine Kunstakademie besucht. Er wuchs als begabter, wissbegieriger Autodidakt durch seinen großen Erfolg in dieses Genre hinein. Mit seinen Bildern stand er jedoch völlig im Gegensatz zu der damals vorherrschenden Kunstrichtung. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte man ein Faible für die Historienmalerei, ergötzte sich an großformatigen Schlachtenbildern und an Gemälden, die die ruhmreiche deutsche Geschichte feierten. Wilhelm von Kaulbachs (1805–1874) Kolossalgemälde »Hunnenschlacht« aus dem Jahre 1834 wurde sofort im Münchener Kunstverein ausgestellt und voller Begeisterung aufgenommen. Aber auch Bilder aus der griechisch-römischen Mythologie waren sehr gefragt, schmückten die Salons des Bildungsbürgertums und des Adels. Dieser Richtung konnte der schwächliche, kurzsichtige Spitzweg nichts abgewinnen, ging bewusst auf Gegenkurs und erschuf ein Kontrastprogramm, das bei vielen Kunstfreunden nur Kopfschütteln hervorrief. Nicht die dynamischen, leistungsstarken, zielstrebigsten Typen hatten es ihm angetan, sondern Individualisten und komische Käuze, die in der Abgeschlossenheit ihr kleines, privates Glück suchen: Er mochte Antihelden. Und was malt er? Das befriedete »Glück im Winkel«, kleinstädtisches Leben im Häuser- und Gassengewirr der Münchener Altstadt, steile Treppen, Erker, hohe Giebel, plätschernde Brunnen, Dachstuben-Idylle, Bibliotheken und Klosterzellen. Seine Lieblingsfiguren sind nicht Helden in Siegfried-Pose, sondern Leute, die sich ins Privatleben zurückgezogen haben: (Früh-)Pensionäre, Kakteenfreunde, meist kurzsichtige, bebrillte Stubengelehrte, Bibliothekare und Antiquare, beschäftigungslose, strickende oder fliegenfangende Soldaten, Junggesellen, die ihre Blumen pflegen, gottesfürchtige Einsiedler, fah-

rendes Volk, Philosophen und Dichter – aber auch fesche Dirndl und badende Nymphen.

Die Zahl der abgebildeten Klausner, Eremiten, Pfarrherren, Eigenbrötler, Sonderlinge, Müßiggänger und Aussteiger liegt bei ungefähr dreihundert. Im Jahre 1839 entstand sein berühmtestes Bild, »Der arme Poet«, wurde aber vom Prüfungsausschuss der Münchener Kunstvereins zurückgewiesen und nicht ausgestellt. Ebenso wie in den Zeichnungen Buschs wurde hier jemand wiedergegeben, der dem gewöhnlichen beruflichen Arbeitsprozess fernstand: Das beginnende Industriezeitalter fand bei beiden Künstlern, anders als etwa bei Adolph von Menzel (1815–1905), keine Entsprechung, interessierte nicht.

Die Themen waren also alles andere als üblich: Ruhm und Reichtum, Karriere und Konsum schienen für beide Künstler keine erstrebenswerten Ziele zu sein. Sie interessierten sich vor allem für Farben und Formen, für Poesie und Philosophie, gaben sich ganz ihren eigenen Projekten hin. Hier waren sie fleißig und hochkreativ, wobei die hohe Kunst des Müßiggangs nie zu kurz kam.

Zweifellos galt ebendiesen Müßiggängern und Sonderlingen Spitzwegs ungeteilte Sympathie. Beide Künstler führten entsprechend ein völlig unaufgeregtes, ruhiges Leben jenseits der ökonomischen Sachzwänge. Bloß keine Aufregungen! Deshalb hatten beide Künstler auch ein Faible für die deutsche Gemütlichkeit und Behaglichkeit. Spitzweg wohnte in einer Dachmansarde der Münchner Altstadt, Busch verkroch sich in dem »vom großen Weltall abgeschiedenen klimperkleinen Plätzchen« Wiedensahl in Niedersachsen, wo die meisten seiner Werke entstanden. In der letzten Strophe seines Gedichtes »Gründer« (S. 20) singt Busch ein entsprechendes Loblied auf die »stillen Leute«: »Gottlob! es gibt auch stille Leute, / Die meiden dies Gewühl und hassen's / Und bauen auf der andern Seite / Sich eine Welt des Unterlassens.« Das bedeutet nicht, dass sie nichts tun, und einfach in den Tag hinein leben, sondern dass sie eben etwas »bauen«. Immer wie-

der gab es und gibt es auch heute noch Menschen, die sich aus dem »Gewurl« der Welt (Busch)⁴ zurückziehen, innehalten und fern von der lärmenden Geschäftigkeit dieser Welt etwas Neues zu schaffen. Hierfür benötigen sie vor allem Zeit für freie schöpferische Muße, in der ein großes Kraftpotential liegt. Sie sind also nur scheinbar unproduktiv. Busch hatte das deutlich erkannt: »Wer rudert, sieht den Grund nicht.«⁵

Es fällt auf, dass Spitzwegs Werk meist nach gesellschaftlichen Katastrophen wieder in den Blickpunkt des Interesses rückt. Fern der kapitalistischen Leistungsethik herrschen in Spitzwegs Welt andere Gesetze. Dort geht es ruhiger, gelassener und freundlicher zu. Nach Umwälzungen entdeckte man oft nicht nur den hintergründig-ver-schmitzten, aber auch feinsinnigen Humor dieser raffiniert komponierten Bilder, sondern auch dessen feinen Spott und die leise Wehmut, die in diesen Gemälden verborgen liegt. Dies zeigt sich auch in dem tragikomischen Titelbild »Der Kaktusliebhaber«, entstanden um 1850. Sehr subtil wird hier einerseits die innere Beziehung zwischen Mensch und Pflanze hergestellt, andererseits aber auch die Liebe nicht vergessen (plötzlich aufgehende rote Kaktusblüte), verbunden mit der Sehnsucht und Einsamkeit des Betrachters.

Die mit viel Liebe zum Detail gemalten Pointenbilder entzücken nicht nur durch ihre köstliche Komik, sondern strahlen etwas aus, das uns heute oft verloren gegangen ist: Heiterkeit, Herzlichkeit, Harmonie und Ruhe. Besonders gut gelingt es Spitzweg, in seinen liebevoll ausgearbeiteten Szenen die unterschiedlichen Lichtverhältnisse darzustellen. Auf diesen freundlichen Landschaftsbildern gibt es kein schlechtes Wetter, keine drohenden Gewitter. Und ziehen doch einmal ein paar Wolken auf, so entdeckt man auf dem Bild immer noch irgendwo

4 Brief an Marie Hesse, 18. Januar 1880; *Briefe* (s. Anm. 3), Bd. 1, S. 200.

5 Busch, *Sämtliche Werke*, hrsg. von Friedrich Bohne, Wiesbaden 1960, Bd. 4, S. 543.

ein Stückchen blauen Himmel. Naturkatastrophen? Fehlanzeige! Die Schönheit dominiert über die Hässlichkeit. Im Gegensatz zu den Katastrophenszenarien in Buschs Bildergeschichten («Leichen pflastern seinen Weg!«) entdeckt man bei Spitzweg nirgendwo etwas Bedrohliches. Sogar sein berühmtes Bild vom Hexenritt (hier S. 41) ist letztlich erheiternd.

Busch und Spitzweg liebten und verehrten die alten niederländischen Meister, wie Rubens, Brouwer, Frans Hals, Teniers, Ostade. Beide hatten eine ausgesprochene Vorliebe für das kleine Bildformat. Busch spricht von seinen »kleinen Chosen«. In der Auswahl und Ausführung der Bilder unterscheiden sich beide Künstler jedoch sehr. Während bei Spitzweg überall eine heiter-komische Note zu entdecken ist, herrschen bei Busch dunkle Töne vor, oft mit einem strähnigen Borstenstrich gemalt. Fast alle seine Landschaftsbilder sind melancholisch gegründet, zeigen seine Vorliebe für das ihm vertraute bäuerliche Milieu: Kühe, Weiden, abgearbeitete Bäuerinnen, weinende oder sich balgende Kinder, zechende Bauern, grau-braune Herbstlandschaften, Menschen mit roten Jacken. Viel Schwermut ist in diesen Gemälden. Manche Kunstexperten halten Busch deshalb für einen expressionistischen und avantgardistischen Maler, einen ernstzunehmenden Wegbereiter der Moderne. Anders als Spitzweg legte Busch nach seinem 63. Lebensjahr den Pinsel abrupt beiseite und malte nicht mehr. Weit über 1500 Ölbilder haben sich von ihm erhalten. Nie hatte er den Mut, auch nur ein einziges Bild auszustellen.

Von Spitzweg gibt es ebenfalls etwa 1500 Gemälde, Ölstudien, aber auch Aquarelle und viele Zeichnungen. Als Malgrund benutzte er vor allem Leinwand, Pappe oder manchmal auch nur einfache Zigarrenkistenbrettchen.

Beide Künstler entstammten einer Kaufmannsfamilie und sollten auf Wunsch des Vaters einen praktischen, bürgerlichen Beruf ergreifen. Busch brach sein Maschinenbaustudium ab, Spitzweg hängte nach

dem Tod des Vaters seinen Apothekerberuf an den Nagel, um, ebenso wie später Busch, lieber Maler zu werden. Beide lehnten sich gegen die jeweils vorherrschenden Moden in der Malerei auf und gingen unbeirrt ihre eigenen Wege.

Beide waren in ihrer zweiten Lebenshälfte sehr wohlhabend, lebten aber maßvoll, anspruchslos und pflegten einen bescheidenen Lebensstil. Beide waren ausgesprochene Einzelgänger und auffallend bindungsscheu. Dennoch kannten sie keine soziale Vereinsamung, waren sogar ausgesprochene Familienmenschen. Die meiste Zeit seines Lebens verbrachte Busch in den protestantischen Pfarrhäusern seiner Verwandten, Spitzweg hielt bis zu seinem Lebensende engsten Kontakt zu der ebenfalls in München wohnenden Familie seines Bruders Eduard Spitzweg (1811–1884).

Beide rauchten und reisten gern, mieden die Öffentlichkeit, liebten die Einsamkeit, führten ein kontemplatives Leben – und hatten wenig Glück in der Liebe. Beide blieben außerdem unverheiratet und kinderlos. Zeitlebens pflegten sie aber ihre Freundschaften. Zu Buschs Freundeskreis gehörte der gefeierte »Malerfürst« Franz von Lenbach (1836–1904), der berühmte Maler des Großbürgertums Friedrich August von Kaulbach (1850–1920), der Bildhauer und Architekt Lorenz Gedon (1844–1883), der Theaterschriftsteller und Redakteur Paul Lindau (1839–1919) und der Königlich-bayerische Hofkapellmeister Hermann Levi (1839–1900), der die Uraufführung von Richard Wagners *Parsifal* dirigiert hatte.

Künstler, die Spitzweg nahestanden, waren zumeist Maler; etwa der Historienmaler Christian Heinrich Hansonn (1791–1863), der Landschaftsmaler Heinrich Bürkel (1802–1869) und der Pferdemaler Ludwig Hartmann (1835–1902). Eine herzliche Freundschaft verband Spitzweg mit dem Malerprofessor Eduard Schleich (1812–1874). Nicht unerwähnt bleiben sollen auch Moritz von Schwind (1804–1871) und Eduard von Grützner (1846–1925), der 1884 das berühmte Bild »Carl Spitz-

weg vor der Staffelei« malte. Aber auch Bernhard Stange (1807–1880), ein Schüler von Caspar David Friedrich, und Dietrich Langko (1819–1896) waren mit ihm befreundet. Der Genre-, Tier- und Pflanzenmaler Alois Bach (1809–1893), der ihm ebenfalls nahestand, entwarf die Vorzeichnung des Storchs für Spitzwegs letztes Gemälde »Der Klapperstorch«.

Und nicht nur Wilhelm Busch, nein, auch Spitzweg dichtete zu seinem eigenem Vergnügen.⁶ In einem Brief an seinen Freund, den Historien- und Porträtmaler Friedrich Pecht (1814–1903), macht Spitzweg sich selbstironisch über seine eigene Dichtung lustig: »Gerade fällt mir noch ein, daß ich einst ein Distichon schrieb; es steht in meinen Gedichten 17. Band, 13. Auflage (in der 11. Auflage blieb es unliebig).«⁷

Wie kaum einem anderen deutschen Schriftsteller gelang und gelingt es Busch, mit seinen Werken Leser aus allen Bildungs- und Gesellschaftsschichten anzusprechen. Von seinen grotesk-komischen Bildergeschichten geht anscheinend eine befreiende und entlastende Wirkung aus. Kein Schriftsteller der Kaiserzeit erzielte höhere Auflagen, keiner war so populär wie Busch.

Aber nicht nur über seine Bildergeschichten wurde herzlich gelacht, auch bei seinen vielen Gedichten erwies er sich als unbestechlicher Zeitkritiker, der seinem Publikum einen oft nicht eben sonderlich schmeichelhaften Spiegel vorhielt, in dem es sich wiedererkannte – und trotzdem lachte!

Im Herbst 1872 veröffentlichte der satirische Zeichner Busch im Verlag seines Freundes Otto Bassermann (1839–1907) seinen ersten

6 Carl Spitzweg, *Und abends tu ich dichten. Gedichte und Zeichnungen*, hrsg. von Eckhard Grunewald, München 2003.

7 Brief an Friedrich Pecht, 26. August 1884; in: Hermann Uhde Bernays, *Carl Spitzweg. Des Meisters Werk und seine Bedeutung in der Geschichte der Münchener Kunst*, München 1913, S. 83.

Gedichtband unter dem Titel *Kritik des Herzens*. Die Gedichte sind gereimte Selbsterkenntnis: Darin zeigt der damals 42-jährige Busch in seiner ironischen Sprachbehandlung eine unglaubliche stilistische Treffsicherheit. Viele dieser witzig-weisen Worte haben wegen ihrer epigrammatischen Kürze Eingang in den deutschen Sprachschatz gefunden, sind zu »geflügelten Worten« geworden.

Ähnlich wie bei Heinrich Heine, dessen *Buch der Lieder* in Buschs Besitz war, reizen diese lakonisch-ironischen, spöttisch-distanzierten, manchmal auch desillusionierenden Verse zum Lachen, stimmen heiter und traurig zugleich. Heute würde man solches vielleicht »Alltags-« oder »Gebrauchslyrik« nennen. »Es sitzt ein Vogel auf dem Leim, / Er flattert sehr und kann nicht heim« sind die Anfangszeilen seines bekanntesten Humor-Gedichtes aus *Kritik des Herzens*.

Die Titel seiner folgenden Gedichtbände klingen ähnlich verheißungsvoll: *Zu guter Letzt* (1904), *Hernach* (1905), *Schein und Sein* (1909, postum).

Spitzweg und Busch gehörten zu jenen, die Selbstbescheidung und persönliche Bedürfnislosigkeit in ihren Werken nicht nur priesen, sondern auch vorlebten. Obwohl sie, wie gesagt, nach ihrem vierzigsten Lebensjahr sehr wohlhabend und frei von Existenzsorgen waren, wohnten sie in kleinen, gemütlich eingerichteten Wohnungen. Als Künstlerphilosophen fanden sie ihr kleines Lebensglück in der freien Muße eines kontemplativen Lebens und in den Freuden der schöpferischen Gestaltung.

Der deutsche Kunst- und Literaturkritiker Hyacinth Holland (1827–1918) beschreibt in recht anschaulicher Weise Spitzwegs Dachstuben-Idyll:⁸

8 Zit nach: Hermann Uhde Bernays, *Carl Spitzweg* (s. Anm. 7), S. 61 f.

»Dieses Atelier befand sich am damaligen Heumarkt 3, drei steile Treppen hoch, mit erträglichem Nordlicht und der Atelieraussicht auf endlose Dächer, Giebel, Türme und dem herrlichsten Horizont mit den reichsten Luft- und Wolkenspielen, während sein vom Urväter-Hausrat strotzendes und deshalb ob drohender Feuersgefahr unheizbares Schlafgemach gegen Süden den weitesten Ausblick bis an die ferne Alpenkette gewährte. Und hier in stiller Ungestörtheit, allein mit seinen Erinnerungen, zu malen, zu rauchen und einer erquicklichen Lektüre obzuliegen, war seine einzige Wonne. [...] Ein gichtbrüchiges Sofa bot kaum behaglichen Sitz. An einem nicht meterlangen Tischchen genoss der Insasse sein Mittagessen und Abendbrot, wozu eine kleine grüne Blechlampe mit dito Schirm die Beleuchtung konzentrierte.«

Spitzwegs ebenfalls nicht unvermögender Malerkollege Busch lebte nicht viel anders: Die letzten zehn Jahre seines Lebens verbrachte er im Pfarrhaus seines Neffen Otto Nöldeke in Mechtshausen bei Seesen am Harz, wo er zwei kleine, behaglich eingerichtete Zimmer bewohnte. Mehr brauchte er nicht. Als ihm sein Verlag Braun & Schneider zu seinem 70. Geburtstag als Ehrengabe 20 000 Mark schenkte, spendete er das Geld an zwei Krankenhäuser in Hannover.

Wie bereits erwähnt, wohnte Spitzweg die letzten 22 Jahre seines Lebens im dritten Stock des Tandlers (Altwarenhändler, Trödler) Hasenmüller am Heumarkt 3 im ältesten Viertel Münchens (heute St.-Jakobs-Platz). Dort hatte er sich eine kleine Mansardenwohnung mit Atelier gemietet und verbrachte manchmal halbe Tage in seinem geliebten Schlafrock, dem er sogar ein Gedicht gewidmet hat:

Mein Schlafrock

Wie arg, daß jetzt mein Schlafrock hin,
Zerfetzt und durchgefressen,
Kaum siebzehn Jahr ich älter bin,
Seit er mir angemessen.

Von Wolle kaum mehr eine Spur,
Durchlöchert schon von Schaben,
Ich tröste mich mit solchen nur,
Die keinen Schlafrock haben.

Soll ich mir jetzt als Sterbekleid
Noch einen neuen schenken?
Dann möcht' ich ihn bequem und weit,
Wenn sie ins Grab mich senken.⁹

Und wer hätte das gedacht: In seinen Gemälden tragen viele Spitzweg-Gestalten einen meist geblühten Schlafrock. Der Dichter Christoph Martin Wieland verbrachte halbe Tage gern im Schlafrock. Der Dichter Eduard Mörike wurde als »Mensch im Schlafrock und Pantoffeln« bezeichnet, und Nietzsche nannte Jean Paul »ein Verhängnis im Schlafrock«. Wilhelm Raabe ließ sich im Schlafrock malen. Und auch in Buschs Zeichnungen findet sich dieses Kleidungsstück: »Wenn der Onkel kommt nach Haus, / Zieht man ihm die Stiefel aus, / Holt Pantoffel, Schlafrock, Mütze, / Dass er nicht im Kalten sitze«. Der Schlafrock war ein unverzichtbares Requisit der gemütvollen, biedermeierlichen Idylle. Menschen im Schlafrock verteilen keine Flugblätter, steigen nicht

9 Spitzweg, *Und abends tu ich dichten* (s. Anm. 6), S. 116.

auf die Barrikaden und wollen die Welt nicht nach ihren Vorstellungen verändern. Sie wollen nur eines: nämlich ihre allerprivateste Ruhe haben. Zu ihnen zählen auch Jean Paul, Eduard Mörike, Gottfried Keller und Arthur Schopenhauer, ebenfalls Sohn eines Kaufmanns. Sie alle waren aus demselben Holze geschnitzt und hatten am Ende ihres Lebens mit sich und der Welt Frieden geschlossen. Wilhelm Busch bekennt in einem Brief an Margarethe Röber (3. August 1890): »Was nun mich angeht, so bemühe ich mich, ein Erdenbewohner von der gemäßigten Sorte zu sein; hübsch unterthan der Obrigkeit; nicht übermäßig betriebsam; nicht rundreisig; so einer, den ›Geburtstage‹, selbst der eigene, kaum mehr in Aufregung versetzen ...«. ¹⁰

Dem eigenen Tod gingen beide Künstler mit innerer Ruhe und großer Gelassenheit entgegen. Nirgendwo findet sich bei in ihren Werken eine Spur von Altersverbitterung oder Gram. In der letzten Fassung seiner Kurzbiographie *Von mir über mich* bekennt Busch: »So stehe ich denn tief unten an der Schattenseite des Berges. Aber ich bin nicht grämlich geworden; sondern wohlgenut, halb schmunzelnd, halb gerührt, höre ich das fröhliche Lachen von anderseits her, wo die Jugend im Sonnenschein nachrückt und hoffnungsfreudig nach oben strebt.« ¹¹

Spitzweg war im Gegensatz zu dem lutherisch-protestantischen Skeptiker Busch gut katholisch erzogen worden. Metaphysische Unruhe schien er nicht gekannt zu haben. Jedenfalls kümmerte er sich wenig um das Jenseitige. ¹² Als am 23. September 1885 ein Schlaganfall das Leben des 77-jährigen Münchner Malers beendete, fand man unter seinen auf dem Arbeitstisch liegenden Papieren noch ein Gedicht, das er vermutlich in Vorahnung seines nahen Ende verfasst hatte:

¹⁰ Briefe (s. Anm. 3), Bd. 1, S. 323f.

¹¹ Briefe (s. Anm. 3), Bd. 4, S. 211.

¹² Brief an Friedrich Pecht, 26. August 1884; in: Uhde Bernays (s. Anm. 7) S. 75.

Die gelben Blätter schaukeln
Im Sonnenstrahl, dem fahlen,
Nicht Amoretten¹³ gaukeln
Wie anno dazumalen.

Im warmer Ofennähe,
Filzschuhe an den Füßen,
Erwart' ich still und spähe,
Was bald wird kommen müssen.

Doch will getrost ich wandern,
Und wird der Vorhang fallen,
So gönn' ich gerne andern,
Den Frühling neu zu malen.¹⁴

¹³ Antike Liebesgötter, in der Kunst als beflügelte Knäblein dargestellt.

¹⁴ Spitzweg (s. Anm. 6) S. 113.

DAS GLÜCK
IM WINKEL

Gründer

Geschäftig sind die Menschenkinder,
Die große Zunft von kleinen Meistern,
Als Mitbegründer, Miterfinder
Sich diese Welt zurechtzukleistern.

Nur leider kann man sich nicht einen,
Wie man das Ding am besten mache.
Das Bauen mit belebten Steinen
Ist eine höchst verzwickte Sache.

Welch ein Gedrängel und Getriebe
Von Lieb und Hass bei Nacht und Tage,
Und unaufhörlich setzt es Hiebe,
Und unaufhörlich tönt die Klage.

Gottlob, es gibt auch stille Leute,
Die meiden dies Gewühl und hassen's
Und bauen auf der andern Seite
Sich eine Welt des Unterlassens.





Selig sind die Auserwählten,
Die sich liebten und vermählten;
Denn sie tragen hübsche Früchte.
Und so wuchert die Geschichte
Sichtbarlich von Ort zu Ort.
Doch die braven Junggesellen,
Jungfern ohne Ehestellen,
Welche ohne Leibeserben
So als Blattgewächse sterben,
Pflanzen sich durch Knollen fort.

Es ist halt schön,
Wenn wir die Freunde kommen sehn. –
Schön ist es ferner, wenn sie bleiben
Und sich mit uns die Zeit vertreiben. –
Doch wenn sie schließlich wieder gehn,
Ist's auch recht schön.



BESUCH AUF DEM LANDE (JUGENDFREUD)